



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Dramen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neue Dramen.



ie Leser der Grenzboten erinnern sich wohl noch der Charakteristik, welche der „unpolitische“ Wiener Brieffschreiber von Ferdinand von Saar geliefert hat, und so dürfte ihnen einige Nachricht von dem neuesten, soeben erschienenen Werke des Wiener Poeten willkommen sein. Es ist in der That eine wertvolle Dichtung, welche Saar in seinem Thassilo geschaffen hat (Heidelberg, Weiß, 1886).

In dem Streite zwischen dem Baiernherzog und dem Frankenkönig Karl, dem jener die Heeresfolge zum Kampfe gegen die Avaren nicht leisten will, obgleich er durch einen Eid dazu verpflichtet ist, und in der Gestalt seines Königs selbst, der die Einheit seines mit den edelsten Intentionen aufgerichteten Reiches durch Thassilos Weigerung gefährdet sieht, hat der Dichter einen Konflikt ergriffen, der nicht ganz abseits von der Gegenwart liegt und sein Werk zu mehr als einer bloß akademischen Dichtung macht. Denn ein Konflikt zwischen Partikularismus und Reichsidee ist uns ein sehr naheliegendes Problem und interessiert uns doppelt, wenn er auch in die Ferne der tausend Jahre hinter uns geschoben wird. Indes wäre Saars Werk noch nicht die bedeutende Dichtung, die sie ist, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die politischen Konflikte aus dem tiefsten Grunde der beiden Charaktere entstehen zu lassen, die Staatsaktion ins menschlich Bedeutsame aufzulösen. Sein „Thassilo“ ist denn auch eine Charaktertragödie ausgezeichnete Art, in der zumal die beiden Gegner einen wohl abgewogenen und sich gegenseitig erklärenden künstlerischen Kontrast abgeben.

Im Grunde beruft sich Karl auf das Recht des Stärkeren, wenn er den Thassilo zur Heeresfolge auffordert. Des Baiern Eid hat niemand jemals ernst genommen: er legte ihn unfrei als Geißel des fränkischen Hofes in der Jugend ab und hatte sich schon damals im Innersten gelobt, ihn nicht zu halten. Karl, der selbst das Reich als siegreicher Eroberer gegründet hat, der selbst die Idee seiner Einheit verkörpert, kann sich auf keine heilige Tradition berufen: es ist doch immer zugleich sein eigener Vorteil, den er vertritt. Der sittliche Konflikt, in dem Thassilo steht, ist demnach keiner zwischen Pflicht und Neigung: er hat in letzter Instanz ein Recht darauf, das Schwert zwischen sich und Karl entscheiden zu lassen. Und doch ist sein Untergang so wahrhaft tragisch bekundet! Und darin liegt die Schönheit des Saarschen Stückes. Jenes Recht des Stärkeren, welches schließlich den Sieg davon trägt, erscheint uns hier als das des sittlich Größeren, sein Sieg als einer des wertvolleren Charakters, dessen Vorzüge gerade dort sind, wo Thassilos Schwäche steckt. Das höchste Recht und größter Vorteil hier so Hand in Hand gehen, verleiht der Dichtung eine merkwürdige Weihe, der Tragik eine selten ergreifende Kraft. Man fühlt sich in Harmonie mit der Weltordnung, so tief auch der Anteil an dem Untergange des glänzenden, liebenswürdigen Helden sein muß. Es weht eine reine, erfrischende, erhebende Luft in dieser Dichtung, deren Held mit dem stolzesten Hochgefühl in den Tod geht.

Herzog Thassilo ist ein seltsamer Mensch. Seit Jahren schon dringt seine Gattin Luitberga in ihn, den sie wie einen Halbgott verehrt, gegen Karl zu Felde zu ziehen. Sie ist von Haß gegen den Franken erfüllt und hat allen Grund dazu,  
Grenzboten IV. 1885.

dem er hat ihren Vater, den Langobardenkönig Desiderius, entthront, ihr Geschlecht damit heimatlos gemacht, auch verrät sie eine persönliche Antipathie gegen den „stirnackigen“ Frankenkönig. Ihr Hezen war aber ganz vergebens. Auch der Hof Thassilos sieht mit Neid und Unruhe und auch gelangweilt durch den Müßiggang des Friedens den Erfolgen Karls zu, der Wunder als Feldherr verrichtet; ja ein Ablicher meint geradezu:

Ach was! Ich sage: es ist besser,  
Im Heer des Franken eine Welt erobern,  
Als hier in halber Freiheit zu versauern.

Auch Notrudis, deren Gatte Grifo gleichfalls der Herrschsucht Karls zum Opfer gefallen ist und die an Thassilos Hofe mit ihrem Sohne Rothar das Gnadenbrot genießt, heßt ihn gegen den immer mächtiger um sich greifenden Franken. Aus Byzanz kommt eine Botschaft von dem Bruder Luitbergas, die Thassilo zum Kampfe gegen Karl auffordern soll — vergebens. Die Avaren senden Gesandte an den Herzog, in welchem sie einen natürlichen Bundesgenossen gegen Karl voraussetzen, und laden zum Kriege ein — umsonst. Seine Gattin läßt Thassilo still, aber ungerührt reden; Notrudis bemitleidet und entschuldigt er und verweist sie sonst zur Ruhe; den byzantinischen Botschafter lacht er aus, mit den Avaren ist er grob und schlägt ihr Anerbieten rundweg ab. Inzwischen weiß die böshafte, aber mit den Augen des Hasses scharfsichtige Notrudis von ihm zu erzählen:

Suchst du den Herzog etwa, Freund? Der ist  
Im Walde draußen — um zu jagen, meinst du?  
Nein: um zu lauschen, wie die Vögel singen  
Und Lüfte still durch dunkle Wipfel gehn!

Wie kommt das? was erklärt Thassilos Handlungsweise, dessen Stammhaß als Agilolf gegen Heristal doch zu bekannt ist, als daß man ihm etwa wirkliche Liebe zu Karl zutrauen dürfte. Ist es Furcht vor dessen Uebermacht? Es bieten sich ja Bundesgenossen von allen Seiten an, und daß die Unzufriednen im Reiche nur auf einen warten, der losschlägt, ist ebenso gewiß. Ist es persönliche Feigheit? Thassilo ein Feigling? Soeben hat er einen Varen erlegt, er ist an Körperstärke ein Riese. Ist es schlaue politische Berechnung? Es giebt keinen, der weniger politisch angelegt wäre als er; hätte er sonst die Avaren so grob von sich gewiesen? Er ist ganz im Gegenteil der offenste Mensch von der Welt. Jener Sohn der giftigen Notrudis, der junge Rothar, schleicht seiner Frau nach und verbirgt nur mühsam seinen Haß gegen ihn. Thassilo geht bei der ersten besten Gelegenheit ganz einfach auf ihn zu und fragt ihn direkt: „Was willst du eigentlich?“ sodaß der feige Schleicher ganz verdukt dasteht vor dieser offenen Kriegserklärung. Und wie mit Rothar, so macht es Thassilo mit allen Gegnern. Was also ist der Grund, daß er ruhig bleibt und trotz der Aufstachelung von allen Seiten sich nicht zum Kriege gegen Karl hinreißen läßt? Der Grund liegt in seinem Selbstgefühl, welches in Wahrheit das Hochgefühl einer großen, in sich fest gegründeten Seele ist. Thassilo kennt sich selbst, seine gewaltige Körperstärke z. B., mit der er nie prahlt und die er nur in der Notwehr offenbart. Er fühlt sich seines Besitzes sicher; er weiß, daß sein Weib ihm treu bleibt, und dies denkt er auch von seinen Vasallen. Wie ein Aar horstet er in seinen Bergen. Er ist schlechtthin neidlos, eine gesunde, überkräftige Natur. Aber andererseits kennt er nur die eine Pflicht, die er sich selbst vorschreibt. Wie er jeden gehen läßt, wie und wo er mag, so will er auch für seine Person so frei, so unabhängig sein, als nur möglich. Es ist ein guter, wohl-

wollender Mensch: nur läßt er sich von seiner Teilnahme nicht zur That bewegen — und das ist sein tragisches Verhängnis. Denn, sagt Karl, ganz richtig beim Anblick des toten Rothar:

Mahnen soll er uns,  
Nicht unsers Wesens blindem Drange blind  
Zu folgen; nicht das eigne Wohl und Weh  
Nur zu ermessen —: auch der andern Schicksal!  
Auf daß man, prüfend so, zuletzt erkenne,  
Was man für sich verlangen kann und darf.

Wie aber nun, wenn ihm derselbe Karl, den sein Weib, sein ganzer Hof, den er selbst haßt, in sein Haus kommt, um ihn an seine Vasallenpflicht zu mahnen? Karl ist auf dem Zuge nach Rom begriffen, wo ihm Leo III. die Kaiserkrone aufsetzen soll, in Regensburg, in dem Hause Thassilo's gedenkt er zu übernachten. Thassilo empfängt ihn mit allen Ehren, welche einem so großen Herrscher gebühren. Das Gastrecht hält er heilig. Jener Rothar, der à la Mortimer den angekommenen Todfeind Luitbergas mentslings ermorden will, wenn sie ihm nur vorher die höchste Weibesgunst gewähren will, stößt Thassilo selbst nieder, da er zu rechter Zeit den Wahnwitzigen belauscht. Dann aber, als Karl mit seinem Plane hervorsrüdt: im nächsten Jahre soll ein Zug gegen die wilden Awaren unternommen werden, Baiern, das östlichste Land, soll den Kampf eröffnen — da schlägt Thassilo rundweg das Ansinnen der Heeresfolge ab. Und als Karl seinen Antrag wiederholt, auf den Eid des Herzogs verweist, der ihn zum Vasallendienst verpflichtete, auf die politische Notwendigkeit zum Heile des Ganzen, da bricht erst der ganze Haß des Agilolf gegen Heristal los, und Karl wird gezwungen, bevor er gegen die Awaren zieht, erst Herzog Thassilo zu erwerben, denn ihm handelt es sich darum: „Das Land der Baiern für alle Zeit dem Reiche zu erhalten.“ Und es ist klar, daß nicht politische Erwägung, nicht Ehrgeiz und auch eigentlich nicht der ererbte Haß den Herzog zum Streite mit Karl veranlaßt, sondern nichts als sein trotziger Unabhängigkeitsstolz, der sich keinem fremden Willen unterwerfen kann. Und daran geht er zu grunde. Hat schon sein ganzes bisheriges für sich abgeschlossene Leben ihn der Welt entfremdet, sind seine getreuesten Freunde irre an ihm geworden und muß er sich sagen lassen, daß er mit der Welt und dem eignen Schicksal gespielt habe, und selbst zu der Erkenntnis kommen:

Gespielt. Beim Himmel ja: ich hab's gethan —  
Wofern es spielen heißt, die Pfade meiden,  
Die uns die Welt mit kurzen Blicke weist,  
Und jeder Forderung sich stolz entziehen,  
Um nur der eignen Brust genug zu thun.  
Wenn's Hochmut war, war's auch ein Hochgefühl,  
Das selbst den Sturz in alle Tiefen lohnt —

so ist er auch jetzt, im Drange der Gefahr, immer noch der Alte, der es nicht versteht, sich Freunde zu erwerben, der politische Unterhandlungen mit der Unerfahrenheit und Offenherzigkeit eines Kindes führt, der seine notorischen Feinde brüskirt und dem der Gedanke an Untreue nie auch nur von fern beikommt! Und doch hat er nichts gethan, die Menschen sich durch Gegendienste zu verpflichten, ist er nie auf ihre Wünsche eingegangen! Und als es zum Kampfe kommt, da verliert er nicht wegen Karls Uebermacht, sondern wegen der Treulosigkeit der eignen, politisch berechnenden Vasallen. Und merkwürdig: die Treulosigkeit der Vasallen, welche mitten in der Schlacht Thassilo verlassen, um, auf den eignen Vorteil bedacht, zum Frankenkönig überzugehen, empfinden wir nur mit geringem Wider-

willen. Von der niedrigen Natur, als welche sie eben gezeichnet sind, erwarten wir nichts andres: sie mag ihren Nutzen haben. Nur wer die sittliche Idee zu erfassen vermag, ist ein tragischer Held, und Thassilo, der sein ganzes Dasein so ganz auf sich selbst gestellt und sich mit dem Hochgefühl des wahrhaft Starken isolirt hatte, berührt uns aufs erschütterndste durch seinen Fall.

König Karl nun, der Siegreiche, ist sein vollstes Widerspiel. Auch er ist ein Mann ohne Furcht und Tadel: eine wahrhaft majestätische Herrschergestalt. Er steht nicht an, in des Feindes Hause unbewacht zu schlafen; er kennt die Menschen, weiß im voraus, was er von ihnen zu erwarten hat. Aber er ist klüger als Thassilo; er sagt seinen Gegnern nicht Sottisjen ins Gesicht. Er ist weniger persönlich, objektiver; die politischen Dinge treten ihm im Hause Thassilos in menschlich lebendiger Leidenschaft entgegen, und dies ist ihm, dem Staatsmanne, unangenehm. Er fühlt sich nicht so wie Thassilo gleich einem Gutsherrn stolz in seinem Besitze, sondern vorwiegend als den Verbreiter der Kultur, als den Diener seines Ideals. Im Augenblick trägt er sich sogar mit dem Gedanken, sein Reich bei Lebzeiten unter seine drei Söhne zu teilen, nur die oberste Regierung zu behalten. Ist Thassilo eine beschauliche, nur in der Notwehr handelnde Natur, so ist Karl rastlos thätig. Aber er ist nicht bloß klüger, sondern auch weiser. Er fühlt es, daß Staatsnotwendigkeit gar häufig mit menschlichen Sympathien in Konflikt gerät, und seufzt manchmal wohl darüber. Er ist nicht eigenwillig wie der Herzog: er berät sich gern und freimütig mit seinen Räten, etwa einem Eginhard. Er kann sich selbst überwinden, wo es gilt, Frieden zu halten; er ist der wahrhaft weise Herrscher, der uns als Karl der Große vor der sagenhaft verklärten Phantasie steht: Staatsmann und Politiker größten Stils und doch noch ein Mensch mit einem warmen Herzen im Busen. Wenn Thassilo, der gänzlich unpolitische Mensch, jedwede Unterhaltung abbricht oder gar mit Drohungen kommt, selbst dem rohen Wären gegenüber, mit dem er ein Bündnis nachträglich gegen Karl schließen will, die Würde verliert und zugeht: „Mit dir zu markten, fühl' ich länger mich, beim Himmel, nicht mehr gewachsen“ — so ist Karl umgekehrt ein Meister im Unterhandeln. Wie schön gewinnt er es über sich, mit Quitberga zu sprechen, die ihn doch mit unverhüllter Feindlichkeit aufgenommen hat! Er appellirt an ihre Weiblichkeit und deren friedensförmlichen Beruf, um durch sie Thassilo zu bestimmen. Freilich geschieht es vergebens, denn sie ihrerseits kann es garnicht erwarten, daß ihr Gatte losschlägt. Und dann die Unterhandlung mit Thassilo selbst: Karl bleibt immer ruhig; jemehr Thassilo sich ereifert und schließlich zügellos seinen Haß offenbart, um so besonnener bleibt jener. Und der ganze Charakter beider offenbart sich in dem Geständnis Karls auf Thassilos kurz angebundene Weigerung, ihm Heeresfolge zu leisten: „Offen gestanden, hab' ich's so erwartet“; und Thassilo, der sonst seine Feinde intuitiv schon nach ihrem Gesicht erkennt, ist ganz merkwürdig verwundert darüber, daß Karl so etwas vorausgesehen hat! Er begreift das garnicht und wirft ihm dann noch höhniisch an den Kopf.

Soviel zur Charakteristik der beiden Hauptgestalten und Träger der Dichtung. Mit großem Kunstsinne hat Saar aber auch die andern Gestalten zu einer wohlgegliederten, sich gegenseitig erklärenden Gruppe geordnet. Es hat jede Figur auch ihre Aufgabe, in der Einheit des ganzen Schauspiels mitzuwirken, wie ein kunstvoller Maler jeder Gestalt in seinen Gemälden eine eigne koloristische Wirkung zuerteilt. Wie wirkungsvoll dient die Erscheinung des nun dem Franken dienenden Sachsenherzogs Wittukind, die Macht Karls ins rechte Licht zu setzen! Denn wenn der trotzigste Gegner nunmehr sich Karl unterworfen hat, wie wenig Aussicht hat

dann Thassilo auf Erfolg! Und Wittukind erträgt es auch nicht, daß einer nach ihm noch frei vor Karl dastehe, und trotz des strengsten Verbotes, Thassilo in der Schlacht zu töten, sendet er ihm den tödlichen Pfeil.

Dann die Gattin des Herzogs, die treue Luitberga. Als Rothar ihr mit dem Antrage naht, Karl meuchlings zu ermorden, da stößt sie ihn von sich:

Und fühlst und weißt nicht, daß wenn schon ein Weib  
Des Feindes Tod mit solchem Preis bezahlte,  
Gerade ich jetzt doppelt wünschen muß,  
Daß Karl sein volles Dasein atme?  
Ja wenn er hunderttausend Leben hätte,  
Ich schützte jedes ihm mit eig'ner Hand:  
Besiegt von Thassilo nur darf er fallen!

Daß ihr Gatte nämlich auf ihren leidenschaftlichen Wunsch so lange nicht eingeht, das erklärt sie sich — echt weiblich — nur als Ausdruck seiner schwachen Liebe zu ihr. Sie jubelt daher, ist außer sich vor Freude, als die Dinge sich nach ihrem Wunsche ändern, denn sie erklärt es sich nur persönlich und findet darin den Beweis für die Liebe ihres vergötterten Mannes. Mit der stolzesten Zuversicht begleitet sie seine Rüstung zum Kampfe. Und als er die Möglichkeit der Niederlage auch ihr vor Augen hält, erwidert sie:

Meinst du denn, daß ich dich messe  
Nach dem, was dir jetzt noch gelingt, was nicht?  
Daß du gewollt, was ich von dir erwartet,  
In meinen jungen Tagen stolz erwartet,  
Ist mir die seligste Erfüllung schon!  
O sieh, so ohne Wunsch mehr bin ich jetzt,  
Daß ich dir sagen könnte: laß es sein!  
Wirf ihm, dem ewig Fordernden, das Land,  
Das er noch nicht besitzt, wirf es ihm hin,  
Dein Baiern! Haben soll er es — und auch  
Die Erde noch, so weit sie reicht, dazu.  
Er mag sie ganz erobern und beherrschen,  
Wenn er uns nur den Strahl der Sonne läßt,  
Der uns das Haupt bescheint!

So hat sich im Grunde beider Dasein erfüllt, und ihr Untergang verliert alle Herbigkeit. Als man den Leichnam Thassilos vom Schlachtfelde in das Burggemach bringt, wo Luitberga durchs Fenster dem Gange des Streites bewegt gefolgt ist, ersticht sie sich und fällt tot zu Karls Füßen nieder. Im Kontrast zu ihr und ihr Licht hebend steht Notrudis, die gleichfalls vom Rachedurst gegen den König erfüllt ist; ihr megärenhaftes Wesen ist der rechte Schatten für die sympathische Gestalt der Langobardentochter.

Wir haben uns mit Absicht bloß an die poetische Seite der Dichtung Saars gehalten; über ihren dramatischen Wert kann schließlich nur eine Bühnenaufführung urteilen. Unfre Theaterdirektoren, die über den Mangel guter Stücke klagen, haben hier Gelegenheit, ihr Bedürfnis zu befriedigen.

An Saars Dichtung reihen wir für heute noch ein neues Werk eines ebenfalls schon früher in diesen Blättern genannten Dichters: die Tragödie Tristan und Isolde von Friedrich Höber (Fferlohn, Baedeker, 1885).

„Das Werk Gottfrieds, sagt der geistreiche Autor in dem Vorworte, so voll der herrlichsten Schönheiten, ist im tiefsten Grunde unsittlich; Shakespeare ist selbst da, wo er das unsittlichste behandelt, so sittlich wie die Bibel.“ Des Verfassers Bestreben war es daher, die überlieferte Sage so umzudichten, daß sie unser sittliches Gefühl,

welches im Theater noch lebendiger ist als bei der Lektüre eines Buches, nicht verlege. Es fragt sich nur, ob wirklich durch die Umichtung unser Gefühl weniger verletzt wird, und ob die Handlung, welche von Haus aus eine Tragödie der Leidenschaften bildet, noch immer eine solche ist? Denn uns scheint es doch gewissermaßen als Pflicht des Dichters, bei der Darstellung von Gestalten der Volkspheantasie oder der Sage auch in der Idee des Stoffes an der Tradition festzuhalten, sonst sind es nur die alten Namen, aber nicht die alte, so gern gehörte Geschichte, die er dem Volke in neuer Form erzählt. Man hat dies auch mit Recht dem „Don Juan“ Paul Heysses vorgeworfen, der eben kein Don Juan mehr ist.

„Ein Weib, das sich gleichmäßig beiden hingiebt, dem Gatten und dem Geliebten, kann niemals die Heldin einer Tragödie werden; jede tragische Wirkung würde aufgehoben durch die Beleidigung des sittlichen Gefühls und die Verletzung der weiblichen Würde“ — damit nimmt Küber Stellung zu dem Stoffe, wie ihn der Epiker noch überliefert und — stößt sich eigentlich am Kern der Sache. Er läßt es daher nie dazu kommen, daß Isolde de facto die Gattin Markes wird, sondern Brangäne, jene Kammerfrau, welche sie im Epos nur die erste Nacht ersetzt, muß permanent ihre Stellvertreterin in dieser ehelichen Pflicht bleiben. Damit ist die ganze frühere Idee über den Haufen geworfen und die Verwicklung eine ganz andre geworden. Als Tristan für seinen Onkel Marke um die Hand Isoldens am Hofe von Irland zu werben kommt, da schnaubt sie wilde Rache gegen ihn, der ihr den Bräutigam Morold getötet hat. Aber das feine Wesen Tristans nimmt sie wunderfam gefangen, und in dem Augenblicke schon, da sie dem Drängen ihrer Mutter nachgiebt (welche aus politischen Rücksichten ihre Ehe mit Marke wünscht) und sich noch selbst vorspiegelt, daß sie Tristan als Königin umso leichter werde verderben können, da schon ist die Liebe zu ihm über sie gekommen, und der hierauf gemeinsam getrunkene Zaubertrank hat sie vollends jeder weitem Selbstbeherrschung beraubt. Gleich im Beginn der Handlung knüpft also Küber den Knoten der tragischen Schuld, und Isolde spricht (V. 1) die Idee derselben vor Tristan aus:

Uns beiden muß gereichen  
Zum Heil das Unheil, denn die Buße ist's,  
Daß ich in jener unheilvollen Stunde  
Das eigne Herz wollt' zwingen, daß ich nicht,  
So wie ich sollte, sprach: Den König nicht,  
Dich nehm ich zum Gemahl; daß du nicht sprachst:  
Dich nehm ich für mich selbst, nicht für den König!  
So mag sie uns entsünd'gen, dich und mich —

eine Idee, welche sich zur Tragik des Gottfriedschen Epos etwa wie eine fein ausgetüpfelte Heyssesche Novelle verhält. Der erste Akt, der Exposition und Verwicklung schon enthält, ist übrigens in jeder Beziehung ein Meisterstück und bereitet den Leser auf das Größte vor. Doch nun tritt Brangäne notwendig in den Vordergrund des Interesses. Auf der Bühne kommt zwischen ihr und Isolden — man denke! — die heikle Angelegenheit der Stellvertretung zum Austrag! Als Geibel in seiner „Brunnhilde“ die Szene zwischen Gunther und Siegfried darzustellen hatte, wo der letztere gleichfalls eine so interessante Pflicht zu übernehmen hatte, da verlegte er wohlweislich das ganze Gespräch hinter die Kulissen. Hier sprechen zwei Frauen offen davon, und es nützt garnichts, daß die gutmütige Brangäne in aller Ehrlichkeit wild aufbraut und sich nur durch die flehentlichsten Bitten Isoldens zu jenem Liebesdienste bewegen läßt. Auch hier fehlt es nicht an Mo-

tivierung: Brangäne, in ihrer Einfalt, schreibt sich die Schuld zu, daß das Paar den bösen Liebestrank getrunken und also schuldlos schuldig geworden sei; als „Buße“ nimmt sie die Stellvertretung Isolde auf sich! Und nun ist die Konstellation die: Isolde bleibt vor ihrem eignen Gewissen und dem des Zuschauers die makellose Gattin Tristans, denn sophistisch legt sie den Trauungsakt hinternach so aus; vor der Welt freilich, vor dem Hofe und in den Augen Markes selbst ist sie seine königliche Gemahlin. Als nun Tristan und Isolde ihr verliebtes Spiel beginnen, zum Skandal der ganzen Welt, aber nicht des sittsamen und eingeweihten Zuschauers, der das Mißverständnis erkennt, da geschieht zwischen Marke und Brangäne — *mirabile dictu!* — auch eine verliebte Annäherung.

Muß nicht das Weib, und wollt' es nimmer auch,  
Den lieben, der zum Weib es hat gemacht?

In dieser rein animalischen Weise erklärt der König's wahres „Weibchen“ seine Liebe zu diesem, und Rösser, der sich über die Unsittlichkeit des Epos aufhielt, sieht nicht, daß er den Zuschauer fortwährend auf die heikelsten Punkte der Handlung so recht mit dem Finger hinweist, ihm die naturalia immer vor Augen bringt und das sittliche Gefühl noch mehr verletzt, welches der Leidenschaft alles, der Berechnung nichts verzeiht! Doch weiter: als die Leiden des Paares aufs Höchste gestiegen sind, da endlich entschließt sich die gute Brangäne — bevor sie, wie sie entschlossen ist, ins Kloster geht —, dem König Marke alles zu gestehen. Und wahrhaftig: es ist, als ob er so etwas schon längst geahnt hätte! Er ist ganz einverstanden mit der enthüllten Wirklichkeit, sie ist ihm auch, offen gesagt, lieber, denn Brangäne ist eine musterhafte Haushälterin, und Isolde ist doch gar zu grob mit ihm gewesen! Schon will er Tristan alles verzeihen und seinen Bund mit Isolde anerkennen, da leider ist es zu spät: jener stirbt an dem Gifte, welches Isolde allein unschädlich machen kann, diese kommt zu spät herzu und bricht tot zusammen. König Marke aber verkündet seine Hochzeit mit der bußfertigen Brangäne. Ist das nicht der Ausgang einer Komödie der Irrungen? Statt aller tragischen Empfindung drängt sich am Schlusse nur die eine ironische Frage auf: Warum hat die gute Brangäne nicht eine Viertelstunde früher ihr Geheimnis verraten? Dann wäre noch alles schön und recht geworden, und wir hätten zwei Hochzeiten haben können.



## Parlamentarisches aus Österreich.



chon am Schlusse der letzten Reichsratsperiode war man allgemein überzeugt, daß in der neuen Versammlung die politischen Gegensätze noch stärker als bisher hervortreten würden, und die Wahlkämpfe erhoben diese Voraussicht zur Gewißheit. Aber die Erbitterung, mit welcher die Adressdebatte geführt worden ist, übertrifft doch alle Erwartungen. Auf heftige Ausbrüche war man beim